



Grundsätzliches

Ein kluger Forstmann hat einmal gesagt, beim Waldbau handele es sich um die Herausforderung, festzustellen, wie weit man sich vom Pfad der Natur entfernen könne, ohne sich selbst zu schaden. Dieser Herausforderung haben sich Generationen von Forstleuten gestellt, zum großen Teil mit niederschmetterndem Ergebnis. Mitteleuropäische Wälder zeichnen sich in aller Regel durch unstandortgemäße Monokulturen und eine daraus resultierende Instabilität aus, die nicht selten geeignet ist, das wirtschaftliche Überleben der Forstbetriebe ernsthaft in Frage zu stellen. Dabei ist den Vorfahren ja kein böser Wille zu unterstellen, sie haben sich aber in den allermeisten Fällen so weit vom „Pfad der Natur“ entfernt, dass nur allzu oft große Vermögensverluste die absehbare Folge waren.

Bei den meisten Wäldern, mit denen wir uns beschäftigen, handelt es sich um Plantagen, von denen der Waldbauprofessor Köstler einst bemerkte: „Sieht aus wie Wald, ist aber keiner!“ Sie wurden, oft nach Kahlschlag, gepflanzt und nach den Regeln des Altersklassenwaldes bewirtschaftet. Diese Form der Waldbehandlung hat sich als untauglich erwiesen. Alleine in den vergangenen 50 Jahren sind hunderte von Millionen Festmetern wertvollster Bestände Sturmkatastrophen zum Opfer gefallen. Am 1. August 1958 warf ein Sturm in Rentweinsdorf ein Stück der Abteilung Schwarze Tongrube zu Boden, es lagen mehrere tausend Festmeter und man dachte, die Welt gehe unter. Dabei war das ein „Kinderspiel“ verglichen mit dem, was in den folgenden Jahrzehnten noch alles kommen sollte. Am 12. November 1972 wurden niedersächsische Wälder in einer Weise verwüstet, wie man es noch nicht erlebt hatte, in den achtziger Jahren jagte ein Sturm den anderen, „gekrönt“ von den Stürmen Vivian und Wiebke im Januar und März 1990. Vor ein paar Jahren riss an Weihnachten ein Sturm eine Schneise vom Schwarzwald bis nach Bayern und als vorläufiger Höhepunkt blies dann Kyrill im Januar 2007 von Nordrhein-Westfalen bis nach Thüringen und machte dabei leider keinen Bogen um die Wälder der BOSCOR.

Man muss also gar nicht Forstmann sein, um zu erkennen, dass hier größte Fehler gemacht wurden und das Wort vom Waldumbau ist in aller Munde. Umbauen muss man aber nur Wälder, bei deren Bau etwas falsch gelaufen ist. Unsere Aufgabe ist es nun, dafür zu sorgen, dass solche Fehler nicht ein zweites Mal gemacht werden. Mit anderen Worten, wir müssen wieder ein Stück näher an die Natur heranrücken, eine Forderung, die nichts mit dem Ruf nach dem Urwald zu tun hat, sehr wohl aber mit einem intelligenten und feinfühligem Umgang mit dem Vorhandenen.

Die Wälder der BOSCOR werden nach den Regeln der Naturgemäßen Waldwirtschaft bewirtschaftet. Auf dem Papier nehmen inzwischen fast alle Forstbetriebe, ob staatlich oder privat, für sich in Anspruch, so zu verfahren. Papier aber ist geduldig und die Praxis zeigt, dass es bei der Umsetzung nur allzu oft an der nötigen Konsequenz mangelt. Naturgemäße Waldwirtschaft ist keine Ideologie, sondern eine Form der Waldbehandlung, die aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt hat. Ziel



sind nun nicht mehr instabile Monokulturen, sondern der ungleichaltrige Mischwald. Der Weg dorthin ist lang und steinig.

Jagdauftrag

Der Hauptgrund, warum es bei oft engagierten Versuchen, die Wälder umzubauen, nicht vorangeht, ist in der allerorten ungelösten Wald-Wild-Problematik zu suchen. Dieses Thema muss im Rahmen dieses Leitfadens nicht weiter erörtert werden. Alle BOSCOR-Förster haben begriffen, wie diesem Problem beizukommen ist und sie werden in ihren Bemühungen von der Geschäftsleitung nach innen und außen wirkungsvoll unterstützt. Wir können es uns schlicht und ergreifend nicht leisten, tatenlos zuzusehen, wie gemischte Verjüngungen dem Äser von Reh und Hirsch zum Opfer fallen und der Bau von Kulturzäunen kommt – von begründeten Ausnahmen einmal abgesehen – nicht mehr in Frage. Das Rotwild haben wir inzwischen in allen Revieren im Griff, beim Rehwild rächt sich jede Nachlässigkeit bitter. Solange um uns herum nach „alter Väter Sitte“ gehegt wird, bleibt uns nichts übrig, als während der Jagdzeit auf jedes Stück zu schießen, dessen wir irgend habhaft werden können. Der immer wieder erhobene Vorwurf, dadurch würde das Rehwild ausgerottet, ist Unsinn. Herr Elflein hat in seinem Berufsleben annähernd 3.000 (in Worten: dreitausend) Stück Rehwild geschossen, ohne dass je von einer Gefährdung der Art hätte gesprochen werden können. Man lasse sich bitte nicht durch das Wehklagen der Jagdnachbarn beeindrucken. Diese denken nur an ihr Wochenendvergnügen, der Wald ist ihnen egal. Bei ernsthaften Problemen mit diesen verweisen die Förster auf die Geschäftsleitung, an die man sich bitte wenden möge, wenn man glaube, Grund zur Beschwerde zu haben. Dasselbe gilt für den Umgang mit Jagdbehörden, die in aller Regel mit den Jägern unter einer Decke stecken.

Baumarten

Zurück zum Waldbau: Wenn man ein Revier übertragen bekommt, ist es eine gute Idee, sich zu fragen, welche Bäume dort wohl wüchsen ohne die von Forstleuten herbeigeführten Veränderungen in der Baumartenzusammensetzung. So liegt Rentweinsdorf im Bereich natürlicher Eichen-Buchen-Wälder, in unseren sächsischen und thüringenschen Wälder wären Buchen und Tannen bestandesbildend und in Reuthen träfe man auf Eichenwälder, wohl gemischt mit Hainbuche, Linde, Birke usw. Die Kiefer käme so gut wie nicht vor.

Nun hat sich der Liebe Gott bei der Erschaffung der Welt ja etwas dabei gedacht, warum er gewissen Standorten verschiedene Baumarten zugeordnet hat, andere wiederum nicht. Man tut also gut daran, standortheimische Baumarten nach Kräften zu fördern. Das heißt nicht, dass man auf andere Baumarten verzichten müsste, aber in Interesse der Stabilität muss ein Grundgerüst standortheimischer, zumindest aber standortgerechter Baumarten vorhanden sein. Auf allen Verjüngungsflächen ist also darauf zu achten, dass dies gewährleistet ist.



Wenn der Wildbestand einreguliert ist, lässt sich in aller Regel das Aufkommen heimischer Baumarten gar nicht verhindern. Sehr gut ist dies in Reuthen zu beobachten. Die Eiche aus Hähersaaten hat dort nur darauf gewartet, dass wir die Rehe totschießen. An manchen Stellen ist es geradezu unglaublich, wie sie „explodiert“ und das Waldbild über kurz nachhaltig verändern wird. Mit der Buche und Tanne in Thüringen wird das leider nicht so einfach sein. Beides sind bekanntlich Schattholzarten, die auf den Sturmflächen ihre Probleme haben werden. Frost und Mäuse werden die Buche ärgern und die Tanne lässt sich nicht zur Fichte machen, obwohl dies immer wieder versucht wird. Die Arbeit mit der Tanne ist, wie Dannecker zu Recht bemerkte, die „hohe Schule des Waldbaus“ und erfordert einen Jahrzehnte langen, womöglich noch längeren Atem.

Wie dem auch immer sei, Verjüngungen aus nur einer oder zwei Baumarten sind bei der BOSCOR verboten. Wenn, aus welchen Gründen auch immer, die Mischung nicht befriedigt, muss nachgeholfen werden. Dabei ist jede Form von Pflanzungen mit der Geschäftsleitung abzusprechen. Wir alle neigen dazu, es hier zu übertreiben. Es macht aber keinen Sinn, Bäume mit Geld zu pflanzen, die man hinterher mit ebensoviel Geld wieder heraushacken muss. Grundsätzlich gilt: Wir sind Forstleute und keine Gärtner. Man halte sich aber immer wieder die gemischten Baumhölzer vor Augen, die wir in Lensahn gesehen haben. Wenn die Sturmflächen in Burgk und Saaldorf in 30 Jahren so aussehen wie diese, haben die Förster ihr Gehalt verdient. Von alleine wird das allerdings nichts, sondern bedarf aller Anstrengung. Die Fichte verjüngt sich dort „wie die Haare auf dem Hund“. Wir haben bereits damit begonnen, die Flächen mit Douglasie zu überstellen.

Pflege und Durchforstung

Darüber hinaus muss im Rahmen regelmäßig wiederkehrender Pflegen jeder Mischbaumart geholfen werden. Dem Bergahorn kommt hier eine besondere Bedeutung zu. Er wächst schnell und sein Laub sorgt für einen fabelhaften Bodenzustand. Hierbei soll keineswegs der Ausrottung der Fichte das Wort geredet werden, das schafft man gar nicht, selbst wenn man dies wollte. Wenn man aber nur 30 % andere Baumarten in einen gedachten Bestand gesichert einwachsen lassen will, muss die Fichte in den kommenden Jahren immer wieder zurückgenommen werden. Man gebe sich keinen Illusionen hin, da kommt viel Arbeit auf uns zu und wir legen aller größten Wert darauf, dass jemand, der in 50 Jahren dieses Papier liest, sich im Wald davon überzeugen kann, dass diese Anweisungen auch umgesetzt wurden.

Bei den nun in Verjüngung stehenden Flächen haben wir es in der Hand, etwas Ordentliches daraus zu machen. Haben sich Kulturen aus reiner Fichte oder Kiefer aber erst einmal geschlossen, ist die Sache gelaufen. Da braucht man sich über Mischungen keine Gedanken mehr zu machen, sehr wohl aber darüber, wie man die Bestände wenigstens einigermaßen stabil bekommt.



Zunächst werden die Dickungen erschlossen, wobei wir uns auf 30 Meter Abstand zwischen den Rückegassen geeinigt haben. Dies ist grundsätzlich einzuhalten und es ist darauf zu achten, dass die Gassen gerade sind, schon aus jagdlichen Gründen. In Fichtenreinbeständen sind die Gassen nicht schmalere als 6 m breit anzulegen. Nur so ist gewährleistet, dass Innenträufe entstehen, die für die Stabilität von entscheidender Bedeutung sind. Wir haben dies im vergangenen Jahr wiederholt diskutiert und ich erwarte, dass dies konsequent umgesetzt wird.

Mit den Pflegen kann man kaum früh genug begonnen werden. Während unserer Exkursion letzten Sommer im Oberwald haben wir eine von diesen Fläche besichtigt, die vor sechs oder sieben Jahren schon einmal durchgesägt wurde. Das positive Ergebnis der nun neuerlichen Pflege wäre ohne den ersten Eingriff nie so augenfällig gewesen. Versäumte oder hinausgeschobene Pflegen rächen sich bitterlich. Dabei muss wohl nicht mehr erwähnt werden, dass hierbei nach den Regeln der Hochdurchfostung vorgegangen wird. Die „Toten beerdigen“ macht keinen Sinn und zerstört jeden Ansatz einer Struktur. Man konzentriert sich auf das Herrschende und muss sich eben entscheiden, welchen man dort entnimmt. Keine Entscheidung ist schlimmer als eine falsche! Wenn mein Lehrherr, Herr v. Gadow, jemand dabei erwischte, der sich um eine solche Entscheidung drückte, pflegte er zu sagen: „Kurz vor'm Lokus in die Hose!“ Solche Sprüche kann man sich ruhig merken. Wer glaubt, Fichtendickungen so lange ungepflegt lassen zu können, bis Faserholz anfällt, macht einen verhängnisvollen Fehler. Jeder Bestand wird nur so stabil, wie jeder einzelne Baum dieses Bestandes stabil ist. Wenn in einem Altbestand die Kronen der Fichten zwei Drittel der Stammlänge bedecken sollen (und nur solche Fichten sind wirklich stabil), dann kann man in der Jugend kaum zu viel entnehmen. Entscheidend ist, dass man rechtzeitig damit beginnt.

Noch mehr gilt dies für Lärchenreinbestände. Diese sind nachteilig schon wegen der Nadelstreu, die einen miserablen Bodenzustand schafft, aber wenn sie nun einmal da sind, muss Platz gemacht werden.

Selbstverständlich freuen sich auch Kieferndickungen über regelmäßig wiederkehrende Pflegen. Die Kiefer ist ein Jungdynamiker und diese Dynamik muss ausgenutzt werden. Wer sehen will, wie man das macht, fährt nach Reuthen und lässt sich von Herr Hartig einweisen. Die Kronen der Kiefern bedürfen immer neuerlicher Freistellungen, das haben die wenigsten Forstleute verstanden. Ein Blick aus dem fahrenden Auto, wo auch immer, bestätigt dies. Manchmal fragt man sich, was den Studenten an den Hochschulen beigebracht wird.

Selbstverständlich fällt auch in allen Nadelholzbeständen das Schlechte zuerst, gleichwohl werden hier im Wesentlichen Massensortimente produziert. Anders ist dies beim Laubholz. Laubholzwirtschaft macht nur dann einen Sinn, wenn man von Anfang an die Produktion von Wertholz im Blick hat. Dies gilt für alle Laubholzarten.



C-Eichen, C-Buchen, C-Ahorne oder C-Kirschen sind unverkäuflich und landen schließlich im Brennholz. Es macht also nicht den geringsten Sinn, krumme, schiefe, Zwiesel oder sonstige „Schrecken“ länger als unbedingt nötig stehen zu lassen. Dabei gibt es keinen Laubholzbestand, in dem nicht einige sehr schöne Exemplare gestanden hätten, die sich bei Entnahme schlechterer Bedränger nicht bestens entwickelt hätten. Wer Zeit hat, schaut sich in Rentweinsdorf einmal die Abteilung Schwarze Tongrube an. Was Herr Elflein aus diesen ursprünglich unbefriedigenden Beständen durch beharrliche Pflegeeingriffe gemacht hat, ist mehr als sehenswert. Eichen und Buchen mit hohem Wertholzanteil produzieren bestes Holz, ein schöner Zwischenstand sorgt für „Ersatzleute“ und Windruhe und darunter entwickelt sich eine neue Generation. Derlei geht aber nicht nur in Rentweinsdorf. Hinter dem Haus von Herrn Bemlerl im Hainholz im Revier Oberwald gibt es eine kleine Fläche, auf der wir vor zehn Jahren eine nicht eben berauschende Bergahornkultur übernommen haben. Herr Bemlerl hat diese im Blick und unter seiner pflegenden Hand präsentiert sie sich heute in bestechender Qualität.

Blocksystem

Um waldbauliches Arbeiten mit betriebswirtschaftlichen Zielen überein zu bringen, ist es sinnvoll das zu bewirtschaftende Revier in Arbeitsblöcke einzuteilen. In jedem Arbeitsblock werden alle anfallenden Tätigkeiten vom Pflegen bis zum Holzeinschlag durchgeführt und erst wenn alle anfallenden Arbeiten erledigt sind in einen neuen Block gewechselt. Jeder Block sollte alle vier Jahre in das Visier des Revierförsters genommen werden, wobei nicht immer auf der ganzen Blockfläche gearbeitet werden muss. So wird sicher gestellt, dass die gesamte Revierfläche in ökonomisch vorteilhaften Größen bewirtschaftet wird und sich der Revierförster nicht auf der Einzelfläche „verhaspelt“. Die sinnvolle Blockgröße wird vom Revierförster anhand von Fläche und periodischer Wiederkehr festgelegt.

Der waldbauliche Sinn

Was ist also der Sinn all' unseren waldbaulichen Treibens? Wir wollen in einer behutsamen Zusammenarbeit mit der Natur die Wachstumsvorgänge so steuern, dass möglichst viele Bäume möglichst schnell dick werden und dabei qualitativ möglichst gutes Holz produzieren, dass wir schließlich für einen optimalen Preis am Markt unterbringen wollen. Das sagt sich leicht, erfordert aber vollen Einsatz. Dabei muss man kein schlechtes Gewissen haben, wenn man reifes Holz schließlich auch freudig erntet. Bei der Eiche hat man da viel Zeit, sie wächst fast ewig und entwertet nicht so schnell. Beim Edellaubholz ist das anders. Einen dicken Ahorn oder ein reife Esche stehen zu lassen, macht keinen Sinn, man bringt sich um den Lohn seiner Arbeit. Ähnlich ist es bei der Buche, die möglichst so schnell reif werden soll, bevor eine Kernbildung einsetzt. Der jeweilige Wirtschaftler muss sich herantasten, wann das in seinem Revier der Fall ist. Ich möchte hier keineswegs der Ausplünderung unserer Reviere das Wort reden, aber das alt werden lassen einzelner Bäume findet



dann seine Grenze, wenn diese nach Masse mal Wert nicht mehr zulegen. Meist geben die Bäume selbst untrügliche Hinweise, dass es Zeit für die Ernte ist.

Statement

Abschließend sage ich hier ein weiteres Mal, was ich schon hundert Mal gesagt habe, auf die Gefahr hin, dass die Förster es nicht mehr hören können. Unsere Zeit zerrinnt uns zwischen den Fingern. Ich werde dieses Jahr 60 Jahre alt und will kaum glauben, dass ich nun schon über 30 Jahre lang „Chef“ bin. Bitte seien Sie sich immer der Tatsache bewusst, auch wenn Sie erst 30 Jahre alt sein sollten, dass der Tag, an dem auch Sie 60 Jahre alt werden, schneller kommt als Ihnen lieb ist. Es gibt also keinen einzigen Grund, waldbaulich nötige Maßnahmen unnötig lange vor sich her zu schieben. Jeder, der abends ins Bett sinkt, sollte sich vor dem Einschlafen kurz überlegen, ob er womöglich nicht doch etwas versäumt hat, was dringend hätte erledigt werden müssen. Ich bemerke dies keineswegs als Arbeitgeber, der seine Mitarbeiter antreiben will, sondern aus der eigenen Erfahrung, dass es kaum etwas Ärgerlicheres gibt als die späte Einsicht, dass man Dinge, die man ohne Weiteres auf die Reihe hätte bringen können, aus Nachlässigkeit versäumt hat.

Sebastian Frhr. v. Rotenhan